

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Vischer, J. J.: Heinrich der Schmied

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

# Januar

## Gereimter Witterungskalender.

Bei Donner im Winter ist viel Kälte dahinter.  
 — Morgens Morgenwind, mittags Mittagsgewind, auf Tage schön Wetter wir sicher sind. — Gut Wetter kündigt Abendrot, doch Morgenrot bringt Wind und Kot. — Der Abend rot und weiß das Morgenlicht, dann trifft den Wand'rer böses Wetter nicht. — Auf gut Wetter vertrau', beginnt der Tag nebelarun. — Die dunkle Nacht heit'ren Tag macht. — Frühregen entweicht, eh' die Uhr auf Zwölfe zeigt. — Regen in der Frühe gilt als gut Zeichen aller Welt. — Wenn keiner Regen will, macht großen Wind er still.



# 31 Tage.

- Vollmond den 1. vorm.
- 5 U. 58 M. Veränderlich.
- Letztes Viertel den 8. vorm.
- 4 U. 8 M. Viel Regen.
- Neumond den 16. vorm.
- 9 U. 8 M. Beständig.
- Erstes Viertel den 24. vorm.
- 1 U. 58 M. Bringt Schnee.
- Vollmond den 30. nachm.
- 4 U. 51 M. Meist rauh.

## Heinrich der Schmied.

Eine schwäbische Geschichte von J. J. Vischer.

1.

Es war zu Anfang des Octobers im Jahre 1847, als ein Wanderer rüstig auf der Straße dahinschritt, welche einem Städtchen zuführte, das wir Heimbach nennen wollen. Etwa eine Viertelstunde vor demselben tritt die Straße hart an den Fluß hinan, der in rubigem, fast nicht bemerkbarem Laufe zwischen seinen erlenbewachsenen Ufern sich dahinzieht. Links von der Straße — der Fluß ist rechts von derselben — zieht sich ein mit Nebenbepflanzter Hügel hin, der in der Nähe des Städtchens einen Anlauf nimmt, ein Berg zu werden, und dort auch mit einem noch ziemlich gut erhaltenen mittelalterlichen Schlosse gekrönt ist. Von dem Schlosse herab bis zum Flusse ist der Hügel durch eine hohe Mauer abgeschlossen, hinter welcher man nichts hervorragen sieht als die Spitze des Kirchturms. Unten schließt sich die Mauer an das Stadthor an, neben welchem nur noch ein Gebäude sichtbar ist; dann kommt der Fluß, der sich aber von hier an in einem großen Bogen nach rechts wendet, um der Stadt zu ihrer Ausdehnung Platz zu lassen. War das Bild, welches der Wanderer auf der Straße vor sich hatte, sonach kein großartiges, so war es doch ein liebliches, anmutendes: links der grüne Neben Hügel, bekränzt mit dem von den Strahlen der Abendsonne beleuchteten Schlosse; rechts der Fluß mit seinem buschigen Gestade, und wo eine Lücke durch dasselbe blicken ließ, dahinter das grüne Wiesenthal, das allmählich zu niedrigen mit Obstbäumen bepflanzten Hügeln ansteigt.

Unser Wanderer mußte sich von dem Bild angezogen fühlen, denn er mäsigte sichtbar seine Schritte und blieb von Zeit zu Zeit stehen, wobei er sich namentlich die Weinberge betrachtete. Dabei wollen wir ihn auch ein wenig genauer ansehen. Das schwere Felleisen auf dem Rücken und der mit Wachstuch überzogene Hut kennzeichnen ihn hinlänglich als Handwerksburschen. Als solchen dürfen wir ihn nicht verargen, wenn eine grüne Bluse uns über die Beschaffenheit seines übrigen darunter befindlichen Anzugs im Zweifel läßt; wir sehen bloß, daß sein Fußwerk gut bescheiden ist. Die kräftige Gestalt von mittlerer Größe, die, trotz einer nicht zu verbergenden Müdigkeit, stramme, aufrechte Haltung, der schwere Knotenstock, der mehr als Spielzeug, denn als Stütze gehandhabt wird, das gesunde Rot der Wangen in dem leicht ge-

bräunten Gesicht; alles dies läßt uns erkennen, daß wir keinen Schneider oder Weber oder sonst einen zu sitzender Lebensart verdamnten Arbeiter vor uns haben. Um das äußere Bild zu vollenden, sei noch bemerkt, daß unter dem Hute dunkle, fast schwarze Locken hervorquollen, und daß ein dunkelbrauner Vollbart das Gesicht beschattete.

In der Mitte der oben beschriebenen Wegstrecke ist zwischen den Weinbergen ein ausgebrochener Steinbruch. Unter einem Baume daselbst befindet sich eine steinerne Ruhebank. Hier hielt unser Wanderer an, legte das Felleisen auf die Bank und den Hut darauf, setzte sich selbst aber nicht, sondern stieg die kleine Staffel hinauf, welche in den danebenliegenden Weinberg führte. Dort sah er unter den Weinstöcken prüfend umher, zog dann ein Messer aus der Tasche und schnitt sich bald da, bald dort ein kleines Träubchen ab, um es zu kosten. Er schüttelte jedoch bedenklich den Kopf und wollte eben den Weinberg wieder verlassen, als hinter ihm ein donnerndes: „Halt, Er ist arretiert!“ ertönte. Der Angerufene wandte sich um und erblickte die strafende Gerechtigkeit in der Gestalt eines mit einer großen, aus Weiden geflochtenen Geißel bewaffneten Weinberghüters. „Necht so, Pöfler!“ gab er demselben zur Antwort; „bindet mich an eure Geißel und führt mich auf's Rathhaus, dann kann mich der Ackermann über Nacht in's Staigers Loch stecken, weil ich meine Trauben versucht habe.“

„Pöfler? Ackermann? Staigers Loch? woher weiß Er — wissen Sie?“ sagte ganz verblüfft der Hüter und starrte seinen Arrestanten an. Auf einmal aber ward ihm Licht. „D ich alter Gesel!“ sagte er und schlug sich vor die Stirne; „das ist ja der Heinrich, Schmieds Heinrich! Grüß Gott viel tausendmal! Aber wer hätte dich auch wieder erkannt mit deinem Bart! Ganz Heimbach wird es gehen wie mir. Bist auch lange fort gewesen.“ „Seit der Konstriktion,“ erwiderte Heinrich; „an Ostern waren es 6 Jahre, daß ich mein Bündel schnürte.“

Sie setzten sich nun zusammen auf die Bank, und Heinrich mußte dem neugierigen und rebellen Pöfler wenigstens über seine Haupterlebnisse in der Fremde Red' und Antwort geben. Endlich sagte er: „Nun will ich aber vollends hinein in die Stadt; es zieht mich heim.“

„Ja, ja,“ sagte Pöfler, „sie werden dort eine große Freude haben. Dein Vater ist erst noch gestern hier außen im Weinberg gewesen und hat mir gesagt, daß sie dich jeden Tag erwarten. Daß ich aber nicht gleich daran dachte! Aber es wird jedermann so gehen. Sieh acht, es wird sich gleich zeigen, da kommt —“

# Februar

28 Tage.

Regenbogen am Morgen, des Hirten Sorgen, Regenbogen am Abend, den Hirten labend. — Wind vom Sinken der Sonn' ist mit Regen verbunden, Wind vom Steigen der Sonn' und gut Wetter verkündet. — Der Rebel, wenn er steigend sich erhält, bringt Regen, doch klar Wetter, wenn er fällt. — Dide Abendnebel gegen Hiers für die Nacht den Regen. — Wenn kurz vor Vollmond der Sonn' Aufgang neblig war, wird's Wetter in den nächsten Tagen warm und klar. — Winternebel bringt Tauwetter bei Ostwind, bei Westwind treibt er weg das Gelinde. — Des Stürmchens Gewalt macht's Wetter rauh und kalt.



Letztes Viertel den 6. nachm.  
11 U. 9 M. Regen u. Schnee.  
Neumond den 15. vorm.  
2 U. 53 M. Kalt.  
Erstes Viertel den 22. vorm.  
11 U. 3 M. Kähler Regen.

„Grüß Gott, Pöfler!“ tönte eine freundliche Mädchenstimme.

„Schönen Dank, Jungfer Marie!“ erwiderte der Begrüßte; „aber nur nicht so rasch vorbei! Hier ist noch jemand zu begrüßen.“

Marie wandte sich um und blieb stehen, aber in der größten Verlegenheit. „Ich wüßte nicht,“ stotterte sie endlich hervor, „den Herrn jemals —“

„Habe ebenfalls nicht die Ehre, Fräulein Marie zu kennen,“ entgegnete Heinrich, halb an Marie, halb an Pöfler gewandt.

„Hahaha!“ lachte letzterer laut auf, „hab's ja gesagt; sind die nächsten Nachbarstinder und kennen sich nicht. Das ist ja,“ fuhr er fort, mit der Rechten auf Marie deutend, „Hirschwirts Marie, und der da —“ hiebei legte er den Peitschenstiel in seiner Linken auf Heinrichs Schulter — „ist Schmieds Heinrich, des alten Schmied Schwarzens Heinrich! Hahaha!“

Somit waren nun Heinrich und Marie einander vorgestellt. Sie reichten sich die Hände und grüßten; aber es war kein Grüßen wie zwischen zwei alten Bekannten. Marie empfand, wenn auch halb unbewußt, daß vor ihr nicht etwa ein Jugendgespieler, sondern ein Mann, und zwar ein gereifter Mann stand, und Heinrich mußte sich sagen, daß die vor ihm stehende, in voller Jugendpracht aufgeblühte Jungfrau für ihn eitte ganz neue Erscheinung sei, welche mit dem Schulkinde Marie, das er dereinst gekannt hatte, nichts mehr gemein habe.

Marie, welche ein längliches Körbchen unter dem Arme hatte, wurde gefragt, wohin sie noch wolle. „Ich will Trauben holen zum Nachtisch auf morgen,“ gab sie zur Antwort. „Die muß man aber,“ warf Heinrich ein, „wie es scheint, heuer auslesen; Ihr hütet kein gutes Gewächs, Pöfler!“

„Leider!“ war die Antwort; „die Trauben haben zu spät geblüht, und nachher regnete es zuviel. Wird nicht viel werden aus dem Neuen. Aber Herr, einen Ager haben wir, daß du dich wundern wirst.“

„Nun, den werde ich mir morgen im „Hirsch“ munden lassen,“ entgegnete Heinrich; „also auf Wiedersehen, Fräulein Marie!“

„Adieu, Herr Schwarz!“ sagte Marie und eilte weiter. Heinrich schickte sich an, sein Felleisen wieder aufzunehmen. „Was, Herr Schwarz, Fräulein Marie?“ brummte Pöfler vor sich hin; „aber freilich, du kommst aus Frankreich, wo man lauter Höflichkeit ist, und 's Hirschwirts Tochter muß auch vornehmen thun, wenn sie Frau Apothekerin werden soll.“

„Frau Apothekerin?“ warf Heinrich fragend ein. „Nun ja,“ erläuterte Pöfler, „man weiß in der

ganzen Stadt, daß Apothekers Paul und die Marie ein Paar werden sollen; sie soll bloß vorher noch in eine Anstalt, nach Kornthal oder wohin.“

Heinrich verabschiedete sich nun von Pöfler und schritt dem nicht mehr fernem Stadthore zu. Es kam ihm fast vor, er wäre auf dem Wege nicht allein, sondern es schwebte neben ihm zur Rechten eine freundliche Gestalt mit großen blauen Augen und lichtblonden Locken, ein Körbchen der schönsten Trauben ihm darreichend. Wenn er dagegen zur Linken blickte, wo die eben untergehende Sonne ihm voraus seinen Schatten an die Weinbergsmauern warf, so dachte ihm, es schreite ihm jemand voraus, der Paul heißen und Apotheker sein könnte. Die Stadt war bald erreicht. „Paul und Marie,“ sagte er halblaut vor sich hin, als er durch das Thor schritt, „was geht das dich an? Hier ist dein altes Heimbad wieder, wie du es verlassen hast.“ Ohne von jemand erkannt zu werden, durchschritt er einige Gassen der Stadt und stand bald vor seinem väterlichen Hause.

Die im Erdgeschoß befindliche Schmiedewerkstätte stand offen, vom Feuer der Esse erhellte. Am Anbos war der Meister mit zwei Gesellen eben beschäftigt, ein glühendes Eisen zu bearbeiten. „Gott zum Gruß, Meister und Gesellen,“ sagte Heinrich eintretend. Ein Blick von dem Meister, und er hatte seinen Sohn erkannt; er ließ nun aber nicht den Hammer und das Eisen fallen, um dem sehulich Erwarteten mit offenen Armen entgegenzuweichen, sondern er nickte bloß und hämmerte rüstig weiter, so lange das Eisen noch glühte. Erst als er dasselbe wieder in die Esse gelegt und den Blasebalg angezogen hatte, trat er vor und grüßte den Sohn mit einem derben Handschlage und einem: „Gottwillkommen, Heinrich!“ Mit den Worten: „Euer künftiger Jungmeister, stellte er nun Heinrich den Gesellen vor, welche vom Sohne auf's freundlichste begrüßt wurden. „Gehe jetzt nur hinauf in die Stube,“ sagte der Vater, „Bertha wird oben sein; ich will nur noch anordnen, was heute noch zu thun ist, dann komme ich auch.“

In der schon etwas dunkeln Stube saß Bertha vorn am Fenster, Brot zur Suppe einschneidend. Sie erschrak fast, als es an der Thüre klopfte und auf ihr „Derein“ die bärtige Gestalt Heinrichs sich zeigte, der nach einem kurzen „Grüß Gott!“ Felleisen, Stock und Hut auf die Bank beim Ofen warf, dann auf sie zuschritt und ihr die Hand hinreichte. „Nun, kennst du deinen Bruder nicht mehr?“ fragte er, als sie zögerte, und „Heinrich!“ jubelte es nun, und vor Freude weinend

## März

Viel und langer Schnee: viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Viel Schnee, den uns der Fenz entfernte, läßt zurück und reiche Ernte. — Bleibt der Winter zu fern, nachwintert er gern. — Je drei Tage Sonn' und ein Tag Regen, gleicht aus in Niedersung und Höhe den Segen. Mag der Rauch nicht aus dem Schornstein wallen, dann will der Regen aus den Wolken fallen. — Baumblüthen, die im Herbst kommen, haben künftigen Sommer die Frucht genommen. — Stellen Blätter an den Ästen schon vor Mat sich ein, gedeiht im Lande Korn und Wein. — Verblühen nur die Kirichen gut, auch Roggen im Blüh'n dann was Rechtes thut.



## 31 Tage.

Vollmond den 1. vorm.  
4. 32 M. Kalt und windig.  
Letztes Viertel den 8. nachm.  
7 U. 26 M. Stürmisch.  
Neumond den 16. nachm.  
6 U. 9 M. Regnerisch. (Unsichtbare Sonnenfinsternis).  
Erstes Viertel den 23. nachm.  
5 U. 55 M. Unstet, windig.  
Vollmond den 30. nachm.  
5 U. 12 M. Regen. (Sichtbare Mondfinsternis).

hing die Schwester an des Bruders Halse. Nach einigen Augenblicken drängte er sie sanft hinweg und sah sich in der Stube um, als müßte noch jemand da sein, ihn zu begrüßen. Bertha verstand ihn; mit dem Ausruf: „Ach die Mutter! die Mutter!“ warf sie sich schluchzend ihm wieder in die Arme. Er ließ sie sanft auf die Bank nieder, und beide weinten nun stille. Mittlerweile war der Vater eingetreten und hatte den Kindern gegenüber Platz genommen. Auch ihm rannen die Thränen über die Wangen; er faßte sich jedoch bald wieder und sagte: „Laßt es jetzt gut sein und gönnt der Seligen ihre Ruhe. Wenn du auch nicht an ihrem Sterbebette sein konntest, Heinrich, so hast du doch ihren Segen. Später werden wir dir erzählen, wie alles gekommen ist. Nun aber Bertha, Heinrich wird Hunger und Durst haben, hast du nichts aufzuwarten?“ Bertha eilte hinaus, und bald stand ein Krug voll edlen Sechshundvierzigers vor Heinrich.

Nach dem Abendessen saßen die drei noch lange beisammen; es gab ja soviel zu fragen, zu beantworten und zu erzählen. Von Heinrichs Reisebericht wollen wir nur den Umriss geben. Er war im Frühjahr 1841 von Hause fort, der Schweiz zu, hatte dort in Bern und Genf etwas über ein Jahr gearbeitet, hatte sich dann nach Lyon begeben, von da an bald da, bald dort kürzere Zeit arbeitend sich immer weiter hinab gemacht bis nach Marseille und Toulon und schließlich den Weg nach Paris eingeschlagen, wo er nahezu 3 Jahre in verschiedenen Werkstätten arbeitete und sich umsah. Das alles hatten Vater und Schwester zwar schon aus Briefen gewußt, allein es gab noch immer genug des Neuen mitzuteilen.

„Da kannst du aber,“ unterbrach Bertha einmal den erzählenden Bruder, „gewiß recht gut französisch?“

„Im Sprechen,“ sagte er, „nehme ich's mit jedem auf, aber im Schreiben, da hapert's.“

„Ei, das schiedt sich ja ganz nett, da kannst du und Friedrich“ — sie hielt plötzlich inne und wurde über und über rot.

„Nun, was ist's mit dem Friedrich? Wer ist dieser Friedrich?“ drängte Heinrich.

„Das kann der Vater dir besser sagen, ich habe noch in der Küche zu thun.“ Und husch, war sie hinaus.

Vom Vater erfuhr nun Heinrich, daß Friedrich ein jüngerer, etwa seit vier Jahren in der Stadt angestellter Lehrer sei, der seit etwa einem Jahre im Hause Zutritt habe. „Wie sie zuerst,“ fuhr er fort, „miteinander bekannt geworden, weiß ich nicht. Er gilt allgemein für einen gesitteten, achtungswerten Menschen, der seinem Beruf alle Ehre macht. Ich

selbst mag ihn wohl leiden, und es wird mich freuen, wenn ihr gute Freunde zusammen werdet. Doch, das wird sich geben. Von einer Heirat wurde mir gegenüber noch nicht gesprochen, aber es versteht sich von selbst, daß seine Besuche nicht umsonst sind. Das war eben auch einer der Gründe, weshalb ich dir schrieb, du solltest bald nach Hause kommen. Du übernimmst das Geschäft, führst eine junge Meisterin in das Haus, und dann kann Bertha ausfliegen.“

„Nun, was ist's?“ neckte Heinrich, als Bertha wieder eintrat; „was kann ich und dein Friedrich?“

„Du und Herr Ebner,“ schmolte sie, „können einander im Französischen nachhelfen. Bei dir fehlt es, wie du sagst, am Schreiben, und bei ihm, wie er sagt, an der richtigen Aussprache.“

„Nun, als Sprachlehrer,“ meinte Heinrich, „wird sich der Grobschmied ungeschickt genug benehmen; doch nous verrons, wir werden sehen.“

3.

Heinrichs erster Ausgang am nächsten Tage, einem Sonntage, war der zur Kirche. Auf dem Wege dahin und zurück traf er manchen Bekannten, denen es aber fast allen ging, wie gestern Pöfler, obgleich er heute in seiner, man könnte sagen feinen, modernen Kleidung nichts weniger als einem Handwerksburschen gleichsah. Nach dem Essen gingen er und Bertha auf den Kirchhof zum Grabe der Mutter, die seit dem letzten Frühjahr dort ruhte. Sie war nach kurzer Krankheit unerwartet schnell gestorben, sodaß Heinrich nur noch von ihrem Tode hatte benachrichtigt werden können; bei den damaligen Verkehrsmitteln war es nicht möglich, daß er beim Leichenbegängnis hätte erscheinen können.

Als die Geschwister wieder nach Hause kamen, trafen sie den Vater nicht allein. „Grüß Gott, Friedrich!“ begrüßte Bertha einen jungen Mann, der dann Heinrich von dem Vater als Herr Lehrer Ebner und Hausfreund vorgestellt wurde. Der Vorge stellte, etwa 2 Jahre jünger als Heinrich und etwas fein gebaut, aber durchaus nicht schwächlich aussehend, benahm sich Heinrich gegenüber zuerst etwas schüchtern und besangen; der gewandte Heinrich wußte aber gleich den richtigen Ton zu finden, und bald unterhielten sie sich wie alte Bekannte, wobei zur großen Freude Berthas der französische Brocken genug hinüber- und herüberflogen.

„Nun, wo trinken wir einen Schoppen?“ fragte endlich der alte Schmied; „du wirst doch in Gesellschaft wollen?“

„Ich denke,“ war Heinrichs Antwort, „wir beginnen in der Nähe, im „Hirsch“ drüben.“

# April

# 30 Tage.

Falten Vire und Weib ihr Wipfelsaub  
lange, ist zeitiger Winter und gut Frühjahr  
im Gange. — Viel Budenisse und Gideln,  
dann wird euch der Winter nicht schmeckeln.  
An schönen Herbst und gelinden Winter  
glaubt, werden die Bäume schon im September  
entlaubt; doch bleibt das Laub bis zum No-  
vember hinein, wird strenger Winter kein  
kurzer sein. — Wenn am Schlehborn vor  
Mai schon Blüte hängt, schon Reife der  
Roggen vor Jakobi empfängt. — Um Heu  
und Korn wird schlimmer es stehn, je später  
wir Blüten am Schlehborn sehn. — Viel  
Hopfen, viel Korn, viel Speiß und Trant  
und Gott dem Herrn verdoppelten Dank!



Letztes Viertel den 6. nachm.  
3 U. 14 M. Veränderlich.  
Neumond den 15. vorm.  
6 U. 23 M. Naß und kalt.  
Erstes Viertel 21. nachm.  
11 U. 52 M. Aufheiternd.  
Vollmond den 29. vorm.  
6 U. 47 M. Sonnenschein.

„Da triffst du aber,“ entgegnete der Vater, „wenig junge Leute an. Im Kabinettchen sitzen die Herren, und außen trinkt einer oder der andere ältere Bürger seinen Schoppen; die Jugend sitzt in der Rose oder im Engel beim Bier.“

„Nun, dorthin gelangen wir schon noch; ich muß doch zuerst die Nachbarschaft wieder begrüßen,“ meinte Heinrich.

Marie schlug verwirrt die Augen nieder, als der eintretende Heinrich ihr die Hand hinreichte und sagte: „Grüß Gott, Fräulein Marie, heute kennen Sie mich doch?“

„Warum sollte ich nicht?“ und hiebei streifte ihr Blick die schmutzige Gestalt Heinrichs; „übrigens haben Sie mich ja gestern auch nicht gekannt!“

„Kein Wunder, wenn — wenn man so herangewachsen ist in 6 Jahren. Sie wurden gerade konfirmiert, als ich in die Fremde ging.“

Der hinzutretende Hirschwirt machte nun Heinrich sein Kompliment über sein vorteilhaftes Aussehen. „Wenn Sie nicht mit Ihrem Vater gekommen wären,“ sagte er, „hätte ich Sie wahrhaftig nimmer erkannt.“

„Aber, Hirschwirt,“ fiel der alte Schmied ein, „was soll das mit dem Sie? Ist von Kind auf vor deinen Augen herumgesprungen!“

„Nein, nein!“ war die Antwort; „ich als Wirt weiß, was Sitte ist. Einen Mann, wie Herrn Heinrich duzen, das ginge mir ab!“

Unter den nicht zahlreichen anwesenden Gästen machte sich namentlich der Schneidermeister Strohm viel mit Heinrich zu schaffen. Er war einst selbst in Frankreich „gewest“ und that sich nicht wenig darauf zuget, daß er noch französisch parlieren konnte. Sein Französisch war aber im Laufe der Jahre so bedenklich verschwäbelt, daß nicht nur Heinrich, sondern auch Friedrich, bei dem es doch, wie wir von Bertha wissen, selbst mit der Aussprache schief stand, kaum das Lachen unterdrücken konnte.

Auch im Kabinettchen nahm man von Heinrich Notiz. Man fragte den Hirschwirt, wer der junge bärtige Mann sei, und nach erhaltenem Bescheid ließ es sich der Oberamtsrichter — außer Amts ein freundlicher, gesprächiger Herr — nicht nehmen, zu Heinrich herauszukommen und sich mit ihm in ein längeres Gespräch einzulassen. Der ist nicht umsonst in der Fremde gewesen, war sein Urtheil über ihn, als er wieder ins Kabinettchen trat.

Als Heinrich mit seinem Vater und neuen Freunde bereits ans Weitergehen dachte, trat ein junger Mann ein, der vom Hirschwirt zwar höflich, aber dennoch ziemlich vertraut als Herr Werner be-

grüßt wurde. „Apothekers Paul, wenn du ihn noch kennst,“ sagte der Schmied zu Heinrich.

„Ich habe ihn gleich erkannt,“ war die Erwiderung; „ich will doch sehen, ob er mich auch noch kennt.“

Herr Paul stand bereits bei Marien, vorn am Fenster, sich mit ihr vertraut unterhaltend; Stellung und Miene schienen jedoch etwas wie Herablassung andeuten zu wollen. Heinrich schritt auf ihn zu und hielt ihm die Rechte hin mit den Worten: „Grüß Gott, Paul!“ Verwundert starrte der Begrüßte den Begrüßenden an.

„Herr Heinrich, Herr Heinrich Schwarz,“ erläuterte Marie.

„Heinrich Schwarz?“ sagte Paul und fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

„Nun ja,“ warf Heinrich ein, „Schmieds Heinrich da drüben.“ Dabei wies er auf sein gegenüberliegendes väterliches Haus.

„Ach!“ rief Paul endlich, „nun erinnere ich mich.“

„Wie lange sind Sie fortgewesen, Herr Schwarz?“

„Es wird so etwas über 6 Jahre sein, Herr Werner,“ antwortete Heinrich, das Herr und Werner scharf betonend. Paul bemerkte das nicht oder wollte es nicht bemerken, wohl aber fiel es Marien auf. Diese hatte nun Gelegenheit, die vor ihr stehenden beiden jungen Männer zu mustern, beziehungsweise zu vergleichen, während dieselben in ziemlich gleichgültigem Gespräch sich ergingen. Das Äußere Heinrichs kennen wir schon. Paul war etwas größer als Heinrich; diese Größe fiel aber nicht zu seinem Vorteil aus, denn sie ließ die Schwächigkeit seiner Gestalt nur um so mehr hervortreten. Sein liches Haar war sorgfältig gescheitelt und fiel in langen Locken über den Nacken hinab. Das ziemlich blasse Gesicht war mit einer goldenen Brille geziert, und auf der Oberlippe zeigte sich die Spur eines feinen, blonden Schnurrärtchens, das sein Dasein wahrscheinlich mehr dem Trieb eines Sälbchens aus der Apotheke als der Mutter Natur verdankte. Daß die Kleidung fein und gewählt war, versteht sich; aber es hing alles schlottrig um ihn herum, während bei Heinrich alles wie angegossen saß. Wie weit Marie Vergleichen anstellte, können wir nicht sagen; sie wurde ohnehin nach einer kurzen Weile durch neuankommende Gäste in Anspruch genommen. Auch Paul und Heinrich waren bald am Ende ihrer Unterhaltung angekommen; jener begab sich ins Herrenstübchen, dieser zu seiner Gesellschaft.

„Redet der mich,“ begann Heinrich, als er sich wieder gesetzt hatte, mehr gegen Friedrich als seinen Vater ge-

# Mai

Lassen die Fische sich hören mit Knarren, wirst du nicht lange auf Regen harren. — Wenn der Frostdaß im Zeug tief im Wasser war, auf trocknen Sommer deutet das; liegt er flach nur oder am Ufer gar, dann wird der Sommer besonders naß. — Wenn Johanniswürmchen schön leuchten und glänzen, kommt Wetter zur Lust und im Freien zu Längen; verkürzt sich das Tierchen bis Johanni und weiter, wird's Wetter einweilen nicht warm und nicht better. — Wenn Spinnen fleißig weben im Freien, läßt sich dauernd schön Wetter prophezeien, weben sie nicht, wird's Wetter sich wenden, geschieht's bei Regen, wird bald er enden.



# 31 Tage.

Letztes Viertel den 7. vorm.  
9 U. 15 M. Gewitterhaft.  
Neumond den 14. nachm.  
3 U. 49 M. Meist schön.  
Erstes Viertel den 21. vorm.  
6 U. 17 M. Veränderlich.  
Vollmond den 28. nachm.  
9 U. 3 M. Beständig.

wendet, „mit Sie und mit Herr Schwarz an, und wir sind Schulkameraden gewesen, von gleichem Alter, wir sind bei der Konfirmation neben einander gestanden. Wie oft habe ich ihm ausgeholfen, wenn er in seinem Cornelius Nepos hängen blieb oder vergessen hatte, wie man das vierte Glied einer Proportion findet! Wie oft hat sich der schwache Paul hinter meinen Rücken verschanzet, wenn ihm die Häufte der Kameraden drohten, und nun — Herr Schwarz!“

„Setzen Sie sich darüber hinweg,“ befähigte Friedrich; „als halber Pariser müssen Sie ja die Höflichkeit zu schätzen wissen.“

„Nun ja, ich erinnere mich aber auch eines deutschen Sprichworts, das besagt: Gar zu höflich ist halb grob. Doch genug hievon, wir wollen weiter gehen.“

Am Montag-Morgen finden wir Heinrich schon in aller Frühe in voller Arbeit. Er öffnete die Werkstätte, machte Feuer in die Esse und hämmerte schon lustig darauflos, als die Gesellen anrückten. Der Vater sah seinem Treiben stillvergäugelt zu. Es dauerte nicht lange, so brachte der Hirschwirt ein Paar Pferde zum Beschlagen herüber. „Das werden Sie wohl in Frankreich verlernt haben?“ neckte er Heinrich, als dieser sich selbst an die Arbeit machte. „Wie man's hier macht, habe ich vielleicht verlernt,“ war die Antwort; „Sie werden aber auch mit der französischen Manier zufrieden sein. Nichts da!“ sagte er hierauf zu dem Gesellen, der ihm das Eisen zum Beschneiden der Hufe darreichte, ging hinauf ins Haus und kam bald mit einem Instrumente wieder, wie es weder der alte Schmied noch einer seiner Gesellen je gesehen hatte. Mit demselben ging das Reinigen und Beschneiden der Hufe so rasch und sicher vor sich, daß selbst der Hirschwirt beifällig nickte und sich das Instrument und die Art, wie es wirkte, erklären ließ. „Das ist ein Teufelskerl, der Heinrich,“ sagte er zu seiner Frau und zu Marie, als er wieder in seine Stube trat; „der versteht's aus dem ff; mit dem ist einmal eine nicht angeführt.“

„Man spricht,“ begann die Hirschwirtin, „von Gräber Kleins Luise; es sei unter den Alten bereits abgemacht, und der Schmied habe ihm deshalb geschrieben, er solle kommen.“

„Der Heinrich,“ warf Marie etwas schüchtern ein, „steht aber nicht darnach aus, als ob er andere für sich wählen lassen wollte.“

„Was andere, wenn's die Eltern sind?“ erwiderte der Hirschwirt barsch; „wer hat dir solche Mücken in den Kopf gesetzt? Doch was geht uns eigentlich die Geschichte an?“

Es ging Hirschwirts vielleicht doch schon mehr an, als sich der Hirschwirt dachte.

Am nächsten Sonntage, als Bertha in der Kirche war und der alte und der junge Schmied in der Stube saßen, begann ersterer: „Wie ich dir schon gesagt habe, ist mein Wunsch, dich bald verheiratet zu sehen.“

„So gar große Eile wird es doch nicht haben!“

„Das habe ich ja auch nicht gesagt; aber höre weiter. Du mußt mit den hiesigen Verhältnissen erst wieder bekannt werden, und darüber könnte ziemlich Zeit vergehen. Wenn du nun guten Rat von mir annehmen willst, so sieh dir einmal Bette Klein's Luise näher an; das wäre eine Partie für dich. Das Mädchen ist brav, sauber und bekommt 4000 Gulden mit. Der Eltern Jawort hast du zum voraus, und ich denke, von ihr wirst du auch keinen Korb erhalten. Also überlege dir's; einen Besuch mußt du ja doch bei ihnen machen.“

„Ich wäre heute ohnedies hingegangen; aber lieber wäre mir's gewesen, du hättest mir das zuvor nicht gesagt, ich bin nun schon befangen.“

„Ein Pariser und befangen!“ lachte der Vater. „Gehe mir! In 5 Minuten hast du dem Mädchen den Kopf zurechtgesetzt, wenn du willst.“

Abends fragte der Vater: „Bist du beim Bette Klein gewesen?“

„Ja,“ war die kurze Antwort.

„Und?“

„Ich will an dem Mädchen nichts aussetzen, aber ich bitte, Vater, dränge mich nicht in der Angelegenheit, so etwas will wohl überlegt sein!“ Damit wurde der Gegenstand verlassen.

Schon das Geschäftsverhältnis Heinrichs brachte es mit sich, daß er öfters in den „Hirsch“ kam. Bald hatte der Hirschwirt selbst, bald ein im „Hirsch“ einkehrender Reisender an Wagen und Geschirr etwas auszubessern. Die Gänge, die Heinrich zur Besperzeit oder abends in den Hirsch machte, obgleich er Wein und Obstmost im eigenen Keller hatte, entschuldigte er damit, daß er in Frankreich aus Zeitungslesen gewöhnt worden sei. Zuhause hatte er nichts zu lesen, als das wöchentlich zweimal erscheinende Amtsblättchen. Im „Hirsch“ waren nicht nur der „Schwäbische Merkur“ und die „Augsburger Allgemeine“ aufgelegt, sondern es hatten auch schon die „Fliegenden Blätter“ Eingang gefunden. Manchmal waren freilich die Zeitungen auch uninteressant, namentlich wenn etwa Marie allein in der Stube war; daß sich dann Heinrich lieber mit dieser unterhielt, als die Zeitungen zu studieren, wollen wir ihm nicht verargen.

# Juni

# 30 Tage.

Eine Eister allein ist schlechten Wetters Zeichen, doch steigt das Eisterpaar, wird schlechtes Wetter weichen. — Singt die Gradmüde es treiben die Reben, will Gott ein gutes Jahr uns geben. — Setzt die Erde hoch, singt lange hoch oben, habi bald ihr das liebliche Wetter zu loben. — Der Mittwoch des Freitags prägt oft uns ein, wie künftigen Sonntag das Wetter wird sein. — Im Juni wird des Nordwinds Horn noch nichtis verderben an dem Korn. — Stellt der Juni mild sich ein, wird mild auch der Dezember sein. — Juni trocken mehr als nah, bringt gut Ras dem Winterfah. — Hat Redarbus am Regen Besagen, will er ihn auch in die Ernte sagen



Letztes Viertel den 6. vorm.  
0 U. 37 M. Gewitterhaft.  
Neumond den 12. nachm.  
11 U. 14 M. Sonnig und warm.  
Erstes Viertel den 19. vorm.  
2 U. 20 M. Regnerisch.  
Vollmond den 27. vorm.  
11 U. 50 M. Unfreundlich.

Was Marie anbelangt, so war sie seit der Mitte des Oktobers häufiger an und unter dem Fenster zu sehen als zuvor, obgleich die Jahreszeit jetzt rauher war. Es war natürlich reiner Zufall, daß dies meistens geschah, wenn Heinrich vor seinem Hause hantierte oder auch aus dem Fenster sah. Schidlicherweise mußte man sich dann auch ein paar Worte zurufen.

Zu Vetter Kleins kam Heinrich nimmer. Sein Vater mahnte ihn auch nicht daran; aber nach einiger Zeit schüttelte er manchmal bedenklich den Kopf, wenn er Heinrich in den „Hirsch“ gehen oder aus demselben kommen sah.

5.

Den Winter über ging es in Heimbach ziemlich lustig und lebhaft zu; es fanden nämlich die Zunftversammlungen des Antes statt, welche von 3 zu 3 Jahren vorgenommen wurden. Nach den Verhandlungen auf dem Rathause ging es zu einem Gastmahl, an welches sich abends ein Ball anreihete. Diese Lustbarkeiten verteilten sich auf die verschiedenen Gasthöfe der Stadt, je nachdem die „Herberge“ des betreffenden Gewerkes da oder dort war. Die vereinigte Schmiede- und Wagnerzunft hatte ihre Herberge im „Hirsch“; dort war also auch das Festessen und der Ball. Heinrich hatte schon acht Tage vor der Zunftversammlung eine Festlichkeit durchzumachen, seine Ernennung zum Meister. Dieselbe wurde jetzt schon vorgenommen, damit er bei der Versammlung mitberaten und mitstimmen durfte. Das „Meisterstück“, ein Paar Hufeisen, welche er in seiner Werkstätte unter den Augen der „Zunftmeister“ fertigte, zu welchen auch sein Vater gehörte, fiel natürlich zu vollkommener Zufriedenheit der Zunftmeister aus. Man begab sich hierauf in die Herberge, und nachdem dort die herkömmlichen mündlichen und schriftlichen Höflichkeiten erfüllt waren, spendete Heinrich den üblichen Meistertrunk nebst Imbiß. Der Herbergsvater, der Hirschwirt, mußte ihn nach Handwerksbrauch von jetzt an Meister Schwarz titulieren. Marie blieb bei ihrem „Herr Heinrich“, das sie seit einiger Zeit mit dem frühern Herr Schwarz vertauscht hatte. Vergaß sie manchmal das Herr vor Heinrich, so nahm Heinrich ihr das nicht im mindesten übel.

Am Abend vor dem Schmiede- und Wagnerball sagte Bertha zum Bruder: „Du solltest morgen auch eine Tänzerin haben; willst nicht Vettters Luise abholen?“

„Wenn man so eine hübsche Schwester hat wie ich,“ war die Antwort, „so braucht man sich nicht lange anderswo umzusehen.“

„Daß ich als Meisters- — will sagen Obermeisters- tochter auf den Ball komme, versteht sich von selbst; ich kann aber füglich mit dem Vater hinüber und brauche nicht dir als Nothbehelf zu dienen. Doch, du brauchst eigentlich keine Tänzerin in den „Hirsch“ zu bringen, es ist schon eine für dich dort.“

Heinrich wollte aufbrausen; als er aber in das zwar schalkhaft lächelnde, im übrigen aber durchaus gutmütig und freundlich dareinschauende Antlitz der Schwester blickte, war ihm klar, daß ihre Anspielung keine Stichelei, sondern nur eine unschuldige Rederei sein sollte. Halb lachend erwiderte er: „Bekümmere du dich um deine Angelegenheiten und ich um die meinigen. Doch pardon! ich habe mich neulich um deine Angelegenheiten bekümmert: bei meiner Meisterwerdung habe ich Herrn Friedrich Ebner im Namen der gesamten Schmiede- und Wagnerzunft zu unserm Ball eingeladen, und er hat versprochen, zu kommen.“

„Das wäre geschehen auch ohne deine Einladung,“ entgegnete sie.

Bertha hatte richtig geurteilt, Heinrich werde auf dem Balle keine eigene Tänzerin nötig haben. Jede Meisterstochter und auch jede junge Meistersfrau rechnete es sich zur Ehre, wenn sie von dem schmucken „Pariser“ zum Tanz aufgefordert wurde. Heinrich leistete anfangs sein möglichstes; bald aber schien er müde zu sein, denn er zog sich an seinen Tisch zurück, obgleich er dort wenig Gesellschaft traf, da fast alles im Tanzsaal sich befand. In seiner Vereinsamtheit hatte er nun allerlei Bedürfnisse: bald einen frischen Schoppen, bald ein Glas Wasser, hernach Zucker dazu, dann eine Cigarre u. s. w., und das alles mußte ihm Marie herbeischaffen, und er war noch so anspruchsvoll dabei, daß er ihr zumutete, auf seine vielen Fragen Red und Antwort zu geben oder minutenlang dem zuzuhören, was er von Paris und dem übrigen schönen Frankreich über Feste und Tanzbelustigungen zu erzählen hatte. Sie muß ihm recht böse gewesen sein, daß er sie so vom Gesicht abbielt. Endlich bat er sie gar um einen Tanz.

„Ich bin aber nicht ballmäßig gekleidet,“ sagte sie, auf ihre weiße Vorschürze hinweisend.

„Nah,“ sagte er, „der Wirtin steht das Hauskleid am besten,“ und ehe sie wußte, wie ihr geschah, befand sie sich an der Seite Heinrichs mitten unter den Tanzenden.

„Einmal ist keinmal,“ muß Heinrich gedacht haben, denn dem ersten Tanz mit Marie folgte später ein zweiter und zuletzt ein dritter. Nun aber trat der

# Juli

Dampft das Strohdach nach Gewitterregen, kehrt's Gewitter wieder auf andern Wegen. — Dem Sommer sind Donnerwetter nicht Schande, sie nützen der Luft und dem Lande. — Merkt, daß heran Gewitter zieht, schnappt auf der Weid nach Luft das Vieh; auch wenn's die Rosen aufwärts streckt und in die Höh' die Schwänze reckt. — Sieht Ring oder Hof sich Sonn' oder Mond, bald Regen oder Wind uns nicht verschönt. — Sommers-Hohenrauch in Menge ist Vorbote von großer Winters- strengt. — Sind abends über Bies' und Fluß Rebel zu schauen, wird die Luft schön anhaltend Wetter brauen. — Staubregen wird guter Bote sein, schön trocken Wetter tritt dann ein.



# 31 Tage.

- Letztes Viertel den 5. nachm. 0 U. 57 M. Unbeständig.
- Neumond den 12. vo.-n. 5 U. 48 M. Abwechselnd.
- Erstes Viertel den 19. vorm. 0 U. 52 M. Sonnig u. warm.
- Vollmond den 27. vorm. 2 U. 55 M. Regnerisch.

Hirschwirt als Störenfried dazwischen. „Hast du denn Zeit zum Tanzen?“ herrschte er sie an, „wo es soviel zu thun giebt?“ Weiter aber dachte er sich nichts dabei; er hatte vielleicht nicht einmal bemerkt, mit wem sie getanzt hatte. Der Vater war heute bei ihm ganz in dem Herbergsvater aufgegangen.

Selbstverständlich durfte nun Marie keinen Tanz mehr wagen, und merkwürdigerweise war nun auch Heinrich das Tanzen völlig entleidet. Er setzte sich zu seinem Vater und den übrigen Alten um' wußte bald durch Erzählung seiner Erlebnisse in der Fremde die allgemeine Aufmerksamkeit an sich zu fesseln.

6.

Es war am Pichtmessfeierabend des Jahres 1848, als Heinrich im „Hirsch“ saß und Marie neben ihm auf der Bank, an einem Strumpfwirk strickend. Außer den beiden befanden sich in der großen Stube nur noch ein paar fremde Bauern am Tisch bei der Thüre; das Kabinettchen war noch leer, denn es war erst nachmittags 3 Uhr.

„Jetzt werden es bald sieben Jahre,“ sagte Heinrich unter anderm, „daß ich in die Fremde ging; an diesem Tische hier feierte ich den Abend zuvor mit meinen Kameraden den Abschied.“

„Ich meine mich noch zu erinnern,“ entgegnete Marie, „wie Sie des Morgens, schon das Ränzchen auf dem Rücken, sich nochmals von uns verabschiedeten und dann mit den Kameraden singend die Straße hinabzogen.“

„Nicht ohne Ihnen zuvor die Hand gereicht und: „Lebe wohl, Marie!“ gesagt zu haben. Damals standen wir noch du und du zu einander; ich weiß nicht, warum sich das jetzt nimmer scheid.“

„Heinrich,“ sagte Marie, „ich will Ihnen — ich will Dir gern den Gefallen thun, wenn wir allein sind, aber vor den Leuten, vor meinen Eltern — bedenke, es geht nicht. Etwas anderes wäre es gewesen, wenn wir gleich von Anfang an so gesagt hätten, aber nun würde es jedermann auffallen.“

„Du hast Recht,“ sagte Heinrich vergnügt. Er begriff, daß er mit dem zugestandenen heimlichen Du weiter gekommen war als mit einem öffentlichen.

„Wie lief der gestrige Kaufmannsball ab?“ fragte Heinrich nach einer Weile.

„Wie immer, feiß,“ war die Antwort; „ich bin froh, daß es vorbei ist, das war der letzte Ball bei uns; jetzt hat man doch wieder Ruhe für einige Zeit. Aber —“

„Run, aber?“

„Jetzt soll ich bald nach Stuttgart, ich glaube am 1. März, um sein kochen und ich weiß nicht, was

alles noch zu lernen. Ich wäre schon am Neujahr fortgekommen, wenn die Bälle nicht gewesen wären.“

„Und wie lange sollst du in Stuttgart bleiben?“

„Ein halbes Jahr.“

„Und dann?“

Marie traten Thränen in die Augen; sie legte ihre Arbeit auf den Tisch und eilte hinaus.

Als sie nach kurzer Zeit wieder hereinkam, sagte sie in gefasstem Tone zu Heinrich: „Ich hoffe immer, es werde noch etwas dazwischenkommen. Aber nun stille, mein Vater kommt.“

Gleich am nächsten Abend kam etwas dazwischen, aber nicht zwischen Marie und Paul, sondern zwischen Marie und Heinrich. Als letzterer vom „Hirsch“ nach Hause ging, begegnete ihm Marie in der Hausflur. „Gute Nacht, Marie!“ sagte er und bot ihr die Hand. Die Hand wurde angenommen mit einem: „Gute Nacht, Heinrich, schlaf wohl!“

Daß die Küchenthüre halb offen stand, sahen sie nicht, und daß Mariens Mutter in der Küche war und die Grüße mit anhörte, wußten sie nicht. Die Hirschwirtin hatte so viel Takt, nicht gleich dazwischenzufahren; aber was sie gehört hatte, war ihr keineswegs gleichgültig. Der Heiratsplan mit dem Sohne des reichen Apothekers war hauptsächlich durch sie auf den Punkt gefördert worden, auf dem er gegenwärtig stand, und nun sollte ihr durch den Nachbarnsohn, den Handwerksmann, ein Strich durch die Rechnung gemacht werden? Da mußte man beizeiten auf der Hut sein. Über Nacht wurde der Hirschwirt von dem Vorfall in Kenntnis gesetzt und mit ihm der Feldzugsplan gegen den Störenfried Heinrich verabredet.

Am nächsten Morgen wurde Marien gehörig der Kopf gewaschen. Wie sie zu solcher Vertraulichkeit komme, wie sie sich so wegwerfen könne, ob sie nicht wisse, wozu sie bestimmt sei — mit diesen und noch vielen andern Vorwürfen wurde sie von Vater und Mutter bestürmt.

Marie konnte das vertrauliche Du und das einfache Marie und Heinrich nicht leugnen, meinte aber, das sei etwas ganz Unschuldiges, sie hätten ja früher auch so zueinander gesagt. Der Vater ließ sich dadurch etwas beschwichtigen, er maß überhaupt die Schuld mehr Heinrich bei; die Mutter aber schloß aus dem Thränenerguß, in den Marie ausbrach, daß auch auf ihrer Seite die Sache nicht so unverfänglich sei, wie Marie sie darzustellen suchte.

Um die Vesperzeit kam Heinrich und nahm den gewohnten Platz ein. Als Marie einen Schoppen brachte, sagte der Hirschwirt: „Stelle den Schoppen

# August

# 31 Tage.

Der Sichel vergißt nicht Barnabas, er soraet gern für's längste Gras. — Ist's in der ersten Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weich. — Im August Wind aus Nord, sagt Unbescheidenheit fort. — Wehstau im August ist sehr ungesund, ungereinigt Obst bringt nicht in den Mund. — Wenn der Ruckuck lange nach Johann schreibt, so ruhet er die teure Zeit. — Sind Laurentius und Bartholomäus schön, ist guter Herbst voranzusehn. — Schön Wetter zu Mariä Himmelfahrt, verkündet Wein von bester Art. — Wenn großblumig wir viele Disteln erblicken, will Gott gar guten Herbst uns schicken. — Bringt Rosamunde Sturmeswind, so ist Sybille uns gelind.



Letztes Viertel den 3. nachm.  
10 U. 27 M. Aufsteitern.  
Neumond den 10. nachm.  
0 U. 46 M. Veränderlich.  
Erstes Viertel den 17. nachm.  
2 U. 19 M. Warme Luft.  
Vollmond den 25. nachm.  
5 U. 57 M. Regnerisch.

in das Nebenzimmer," und winkte dabei Heinrich, ihm dorthin zu folgen. Dieser gehorchte verwundert. "Nur dageblieben!" sagte der Hirschwirt zu Marie, die sich eiligst entfernen wollte und machte die Thüre zu. Die Hirschwirtin war schon vorher im Zimmer. Breit und würdevoll pflanzte sich nun der Hirschwirt vor Heinrich auf, der auf einem Stuhle Platz genommen hatte, räusperte sich und begann: "Als Gast und Schmiedemeister, Herr Schwarz, sind Sie mir jederzeit willkommen und sollen stets reell bedient werden; im übrigen aber, mit meiner Tochter da, das können Sie bleiben lassen. Sie ist kein Schulkind mehr, das man duzt, und ist nicht für Handwerkskreise bestimmt. Verstanden?"

"Verstanden und nicht verstanden, Herr Großmann!" antwortete Heinrich im ruhigsten Tone. "Was ich bei Ihrer Fräulein Tochter bleiben lassen soll, verstehe ich nicht. Wenn ich sie nicht mit der gebührenden Höflichkeit behandelt habe, so thut mir das leid, ich will den Fehler wieder gut machen. Im übrigen aber: wenn ich einmal komme und um die Hand ihrer Fräulein Tochter anhalte, dann können Sie mir einen Korb geben, früher nicht. Verstanden? Empfehle mich ihnen gehorsamst, Madame Großmann! Recht angenehmen Abend, Mademoiselle Großmann! Ihr gehorsamster Diener, Monsieur Großmann!" Dabei verneigte er sich auf's höflichste, griff dann nach seinem Schoppen, ging in die Stube, setzte sich an seinen alten Platz und blickte dann so unbefangen umher, als ob nicht das Mindeste vorgefallen wäre.

Wer hatte nun eine Lektion erhalten, Heinrich oder Hirschwirts?

War der Hirschwirt über die Art, wie Heinrich ihn von oben herab behandelt hatte, keineswegs erbaut, so gereichte es ihm doch zur Befriedigung, von Heinrich gehört zu haben, daß er keine Absichten auf Marie habe. Aber Marie, was mußte die zu Heinrichs Erklärung und dem spöttischen Kompliment denken? Es ging ihr wirr durch den Kopf, und ihre Bedenken über Heinrichs sonderbares Benehmen wurden nicht gehoben, als derselbe sich mit dem früheren halbvertraulichen Adieu, Fräulein Marie! verabschiedete.

7.

Wir müssen nun auch einen Besuch in der Apotheke machen. Dort sitzen im Hinterstübchen Herr Werner Vater, Madame Werner und Tante Emilie beim Nachmittagsstasse und halten Familienrat; der Sohn ist in der Apotheke beschäftigt.

"Für Amalie ist es freilich sehr betrübend," fuhr die

Tante in ihrem Redeflusse fort, "sie hing so innig an ihrem Bräutigam; aber ich hab's dem Herrn Altuar schon längst angesehen, daß er den Todeskeim im Herzen trug. Nun, sie wird sich auch wieder zu trösten wissen. Für uns ist die Hauptsache, daß Amalie nun wieder frei ist."

"Ich begreife nicht recht," warf Herr Werner ein, "was das uns angeht."

"Begreiffst du denn nicht, daß deine Nichte auch deine Schwiegertochter werden kann? Der Hirschwirt gilt zwar für so reich als unser Bruder, aber bei ihm geht's in zwei Teile, und Amalie bekommt alles. Nein, nein, des Stadtschultheißen Vermögen muß in der Werner'schen Familie bleiben; ich habe bei ihm schon darauf hingedeutet, und er hat nich't dagegen."

"Aber Amalie?" fragte Madame Werner.

"Das überlaßt mir, das ist meine geringste Sorge; es fragt sich nur, wie Paul dazu denkt."

Paul wurde hereinggerufen, und die Tante stellte ihm nach gehöriger Einleitung die in Aussicht genommene Partie von der glänzendsten Seite dar. Schließlich sprach sie viel von Neigung und Gefühlen, welche man aber nicht Herr sein lassen, sondern, wo es nötig, niederkämpfen müsse, da sich auf Neigung und Gefühl ein Lebensglück nicht gründen lasse. Die gute Tante hätte sich können letztere Mahnung ersparen; denn aus der Erwiderung Pauls war ersichtlich, daß er seine Neigung in Beziehung auf Marien bereits niedergekämpft hatte, oder vielmehr, daß sie ihm niedergekämpft worden war. "Was Hirschwirts betrifft," sagte er, "so ist ein Bruch mit ihnen mir willkommen; ich wollte schon einigemal mit euch davon reden. Marie beschäftigte sich in der letzten Zeit mehr mit ihrem Nachbar, dem Schmied, als mit mir, und ich mußte in Gesellschaft schon mehrmals spöttische Bemerkungen darüber hören."

"Das kommt ja ganz gelegen," sagte die Tante, "da braucht man mit Hirschwirts nicht viele Umstände zu machen. Sobald ich es mit Amalien und Nidel Stadtschultheiß in's reine gebracht habe, giebt man im 'Hirsch' den Abschied."

Es dauerte keine 14 Tage, so hatte die Tante alles in's reine gebracht. Der Abschied, der nun schriftlich in den Hirsch gesandt wurde, lautete wie folgt:

"Geehrtester Herr Großmann!

Nehmen Sie mir nicht übel, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich das Verhältnis zwischen meinem Sohne und Ihrer Fräulein Tochter als gelöst betrachte. Die Neigung Ihrer Fräulein Tochter

# September

# 30 Tage.

SeptembersGewitter sind Vorläufer von starkem Wind. — St. Michaels-Wein wird Herren-Wein sein, St. Gallus-Wein ist Bauern-Wein. — Sind Zugvögel noch Mischeits noch hier, haben bis Weihnacht sind Wetter wir. — In vielem Herbstnebel seh' ein Zeichen von viel Winterschnee. — Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter läßt warten. — Ist die Hechtleber der Galle zu weit, vorn seh', nimmt harter Winter lange Zeit in Besitz. — Bläß Jakobus weiße Wästelchen in die Höh', sind's Winterschnecken in diesem Schnee. — Jakobus in sonnenheller Gewalt und macht uns die Weihnacht kalt.



Letztes Viertel den 2. vorm. 5 U. 47 M. Bringt Sonnenschein.  
Neumond den 8. nachm. 9 U. 15 M. Trüb. (Unsichtbare Sonnenfinsternis).  
Erstes Viertel den 16. vorm. 6 U. 47 M. Aufheiternd.  
Vollmond den 24. vorm. 8 U. 26 M. Sonnig. (Unsichtbare Mondfinsternis).

scheint sich wo anders hingelenkt zu haben als auf meinen Sohn. Da dieser dem Glücke eines andern nicht im Wege stehen will, so verzichtet er hiemit auf seine frühern Ansprüche. Im übrigen bitte ich, das feierliche freundschaftliche Verhältnis fortbestehen zu lassen.

Mit Hochachtung  
R. Werner, Apotheker."

Es war am 24. Februar, dem Schalttage des Jahrs 1848, als der Sturm in die Zeit fuhr. Der 24. Februar war ein Donnerstag. Schon am Samstag-Abend brachten Reisende die Nachricht nach Heimbach, es sei in Paris losgegangen; näheres wußte man aber noch nicht. Am Sonntag jedoch langten die ersten Extrablätter an und berichteten, Louis Philipp befinde sich auf der Flucht, und in Paris sei die Republik ausgerufen. Am Morgen dieses Sonntags war auch in den Hirschwirt der Sturm gefahren, aber nicht von Frankreich, sondern von der Apotheke her; er hatte den oben mitgetheilten Absagebrief erhalten. Das Gewitter, das nun über Marie hereinbrach, wollen wir hier nicht näher schildern. Der Schluß der väterlichen Herzensergießungen lautete: "Und der da drüben, der soll mir nur wieder vor's Gesicht kommen!"

Es stand nicht lange an, so kam der von drüben. Heinrich war seit jenem Vorfall nimmer der tägliche Gast im „Hirsch“ gewesen, sondern nur ab und zu wieder einmal gekommen, wobei man ihm nicht die mindeste Verlegenheit anmerkte. Heute trieben ihn die ungehenden Gerüchte herüber; er hoffte im „Hirsch“ neues von Frankreich zu erfahren. Da noch andere Gäste anwesend waren, so konnte der Hirschwirt nicht losdonnern, und Heinrich wieder in's Nebenzimmer zu bescheiden, hütete er sich wohl; Heinrich wäre diesmal auch schwerlich gegangen. Gänzlich zu schweigen aber konnte der Hirschwirt nicht über's Herz bringen. Er zog das uns schon bekannte Briefchen aus der Westentasche und reichte es Heinrich mit den Worten: „Da sehen Sie, Meister Schwarz, was Sie angerichtet haben!“

Heinrich las mit der gleichgültigsten Miene von der Welt und sagte dann, das Schreiben zurückgebend: „Bedauerer sehr, Herr Hirschwirt, daß Ihnen ein so vornehmer Schwiegerohn hinauskommt; wer aber der andere des Apothekers ist, weiß ich nicht; ich weiß bloß, daß wenn vor mir auf dem Wege zum Glück ein Apotheker stünde, ich vor demselben nicht umkehren würde.“

Später fand Heinrich Gelegenheit, Marien zuzu-

flüstern: „Setz nur Mut, Marie, es kann alles noch gut werden! In der nächsten Zeit aber komme ich nimmer, die Sache muß erst ein wenig verrauchen.“

Er hielt Wort. Er blieb der höflich grüßende Nachbar, und Marie — nun, solcher Höflichkeit gegenüber konnte sie auch nicht grob und unfreundlich sein.

Bald kam ein anderer Umstand hinzu, der Heinrich vom „Hirsch“ abzog, nicht aber von Marien. Die 48er Bewegung hatte ihren Weg bereits über den Rhein gefunden; bald gab es in allen deutschen Ländern Märzministerien, die Pressfreiheit und das freie Versammlungsrecht wurde verkündet, die Volksbewaffnung eingeführt. Selbstverständlich wurde auch Heimbach von dem neuen Zeitgeist ergriffen. Hier waren es vor allem Heinrich und Friedrich, welche sich demselben vollständig hingaben und zwar beide in der reinsten Absicht. In dem Volksvereine, der gegründet wurde, war Heinrich Vorstand, Friedrich Schriftführer. Heinrich war es auch, der in Heimbach eine freiwillige Bürgerwehr zustande brachte, lange bevor man in andern kleinen Städten daran dachte.

Daß nicht jedermann in Heimbach an der Neugestaltung der Dinge seine Freude hatte, versteht sich. Es gab auch hier wie anderwärts neben dem Haufen von „Demokraten“ ein Häuflein von „Aristokraten“ oder von „Reaktionären“, wie sie von erstern gescholten wurden. Die Demokratie versammelte sich hauptsächlich in der Hofe und beim „roten Ferdinand“; die Aristokratie hielt ihre Sitzungen im Kabinettschen des Hirschwirts. Zu ihr zählten mit Ausnahme des Oberamtsrichters, der neutral blieb, alle Beamten, Doktor und Apotheker, Präceptor und Kollaborator, die ältern Stadträte, einige Kaufleute, einige von den Beamten abhängige Handwerker und natürlich auch der Hirschwirt selbst. Wenn man sich im Kabinettschen über das Thun und Treiben der Gegner unterhielt, war allemal der Schluß, der Schmied da drüben sei der gefährlichste von allen. Er war aber auch wirklich ein gefährlicher Gegner, wie sein Benehmen bei der Wahl zur Nationalversammlung bewies.

Im Kabinettschen hatte man nämlich eines Mittwoch-Abends beschlossen, einen berühmten, übrigens als liberal geltenden Professor als Kandidaten aufzustellen und sich demgemäß mit ihm und mit den übrigen Bezirken, welche mitzuwählen hatten, in's Vernehmen zu setzen. Wie Heinrich davon Wind bekommen hatte, wissen wir nicht. Genug, des andern Morgens in aller Frühe fuhr er Stutt-

# Oktober

Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar. — Frost und Schnee im Oktober sind Boten, der Januar sei gelind. — Oktober-Gewitter sagen beständig, der künftige Winter sei winterwendig. — Wenn zu uns Simon und Judas wandeln wollen sie mit dem Winter handeln. — Oktober-Donner ist fürwahr noch besser als im Februar, der flücht nur wohl der Buch'rer Schar. — Fällt der erste Schnee in den Schnee, vor streng'rem Winter kündet er Schutz. — Hat der Oktober viel Regen gebracht, hat er die Gottesläster bedacht.



# 31 Tage.

- Letztes Viertel den 1. nachm.
- 0 U. 1 M. Veränderlich.
- Neumond den 8. vorm.
- 8 U. 3 M. Schöne Bitterung.
- Erstes Viertel den 16. vorm.
- 1 U. 52 M. Sonnenschein.
- Vollmond den 23. nachm.
- 9 U. 54 M. Nebel u. Frost.
- Letztes Viertel den 30. nachm.
- 6 U. 30 M. Aufheiternd.

gart zu und erholte sich bei den Leitern der Demokratie Rats. Der Professor wurde als nicht freisinnig genug erfunden, dagegen ein bekannter Rechtskonfulent, Dr. F., empfohlen, der den Vorteil für sich hatte, langjähriger Abgeordneter eines der Bezirke gewesen zu sein, welche mit Heimbach zu wählen hatten. Das Amtsblatt vom Samstag brachte unter seinen Anzeigen bereits eine von Heinrich Schwarz im Namen des Volksvereins unterzeichnete Aufforderung zu einer Volksversammlung, welche am Sonntag-Nachmittag auf dem Rathhause abgehalten und bei welcher Dr. F. als Kandidat für die Nationalversammlung auftreten werde. Am Sonntag brachte der „Beobachter“, damals das Hauptblatt der Demokratie, eine Empfehlung des Dr. F., unterzeichnet von angesehenen Männern aus dem gesammten Wahlbezirke. Die Herren vom Kabinetten hatten noch nicht einmal Antwort von ihrem Professor und sahen sich daher von Heinrich weit überholt; daß im Kabinetten wieder wader über ihn geschimpft wurde, versteht sich. Der Herr Professor trat zwar auch noch auf, fiel aber bei der Wahl glänzend durch.

Auf die politische Thätigkeit Heinrichs während des Sommers 1848 wollen wir uns nicht weiter einlassen, sondern nur bemerken, daß er im Kabinetten im „Hirsch“ als Republikaner, Franzose, Freischärler, Feder, Struwe u. s. w. bezeichnet wurde.

Es war am Sonntag, den 26. September abends, als der Volksverein von Heimbach in der Rose eine Sitzung hielt. Die Wogen der Revolution gingen damals wieder sehr hoch. Der Waffenstillstand von Malmo hatte die öffentliche Meinung von ganz Deutschland empört und den Frankfurter Aufstand vom 18. September veranlaßt. Vom badi-schen Oberland langte die Nachricht an, Struwe habe am 21. September in Lörrach die deutsche Republik ausgerufen. In Württemberg waren auf den 27. September Vertreter aller demokratischen Vereine nach Cannstatt einberufen, um der Kommer und der Regierung gegenüber Stellung zu nehmen, und es war ein öffentliches Geheimnis, daß der Republikaner Rau auf dem Schwarzwald Freischaren sammle, um mit denselben am 28. September auf dem Volksfest zu Cannstatt zu erscheinen. Beim Volksverein in Heimbach handelte es sich an jenem Abend darum, 3 Abgeordnete für die Cannstatter Versammlung zu ernennen. Es mochte schon 11 Uhr vorüber sein, und es sollte eben abgestimmt werden über die Frage, ob die Vertreter des Volks-

vereins in Cannstatt für Republik oder Monarchie stimmen sollten, als die Saalthüre aufgerissen wurde und jemand herein rief: „Im Hirsch brennt's!“

Einen Augenblick Bestürzung und lautlose Stille, aber nur einen Augenblick. Paßt's ihm brennen, dem Aristokrater! schrie der Schuster Kimmich, der rötete unter den roten Heimbachs.

„Nichts da, auf!“ rief Heinrich mit gewaltiger Stimme, „zum Rathhaus, Spritzen, Feuerreimer und Butten geholt!“ Alle eilten fort; Heinrich ging jedoch nicht dem Rathhaus zu, sondern dem „Hirsch“. Hier stand nicht nur ein zwischen dem Wohngebäude und der Scheuer befindlicher Schuppen in hellen Flammen, sondern diese hatten auch schon das Wohngebäude selbst ergriffen, wie der aus den Fenstern des auf dieser Seite befindlichen Saales dringende Rauch bewies. Von Anstalten zum Löschen bemerkte man noch nichts, wohl aber war alles mit Ketten beschäftigt. Heinrich griff rasch zu und half die im unteren Gelasse befindlichen Ställe leeren. Bekanntlich sind die Tiere bei Brandfällen äußerst erschrocken, und wollen nicht von der Stelle. Die Rettung fing an gefährlich zu werden, denn bereits schossen einzelne Ziegel vom Dach herunter, als Heinrich eben das letzte Pferd aus dem Stalle zog. Der Hirschwirt war inzwischen im 3. Stock seines Hauses, in der „obern Stube“, beschäftigt gewesen, wo seine Wertfachen sich befanden. Er hatte wohl das Meiste schon geborgen, d. h. den Untenstehenden zugeworfen, als ihm jedermann zurief, schleunigst herabzukommen; denn bereits drang der Rauch aus dem obern Bühneladen auch auf der vordern Seite des Hauses hervor. Der Hirschwirt erschien hierauf nimmer am Fenster, er erschien aber auch nicht unter der Hausthüre. „Der Vater! der Vater!“ jammerte Marie und ihre Mutter und rangen verzweifelt die Hände. „Was ist's mit dem Vater?“ fragte Heinrich, der eben erst auf die Vorderseite des Hauses kam. Raun hatte er den Sachverhalt vernommen, als er entschlossen die steinerne Treppe hinauf-eilte, welche zur Hausthür führte. „Heinrich! Heinrich!“ tönten zwei Stimmen, die eine warnend, die andere die höchste Angst bezeichnend; es waren die von Vater und Schwester. Aber schon war Heinrich in der Thüre verschwunden. Augenblicke der bangsten Erwartung folgten. Da mit einemmale drangen auch aus der Hausthüre dicke Rauchwolken; ein Schrei des Entsetzens erkönte von der Menge. Aber fast gleichzeitig mit dem Rauche stürzte auch Heinrich mit dem Hirschwirt in den Armen zur

# November

Alle Heiligen bringt Sommer für alte Weiber, der ist des Sommers letzter Vertreter. — Alle Heiligen trägt eigen den Winter zu allen Zweigen. — Sankt Martin setzt sich schon mit Dank am warmen Ofen auf die Bank — Sankt Martin weiß nicht mehr von heß. — Sankt Katharina vor Frost sich schützt, so wäret man lange draußen im Schmutz. — Kalter Dezember und fruchtreich Jahr sind vereint immerdar. — Kalter Dezember mit Schnee giebt reichlich Korn auf der Höhe. — Frau Lucia findet zu kurz den Tag, drum wird er verlängert acht Tage darnach. — Der heilige Christ will 'ne Eisbrücke haben, heißt sie, wird selbst er damit sich begaben.



# 30 Tage.

- Neumond den 6. nachm.  
9 U. 34 M. Regnerisch.
- Erstes Viertel den 14. nachm.  
10 U. 31 M. Bringt Schnee.
- Vollmond den 22. vorm.  
10 U. 11 M. Schneefall.
- Letztes Viertel den 29. vorm.  
2 U. 29 M. Raufes Wetter.

Thüre heraus, brach jedoch schon oben auf der Treppe mit einem dumpfen Schrei zusammen. Der alte Schmied und seine Knechte eilten hinauf und schafften beide herunter. Heinrich kam in kurzer Zeit wieder vollständig zu sich und konnte berichten, wie er den Hirschwirt gefunden hatte. Heinrich war im Hausgang glücklich bis zu der Treppe gekommen, die rechts in den oberrn Stock führte; hier aber verwehte ihm der Rauch und Qualm ein weiteres Aufsteigen. Auf der Treppe selbst jedoch vernahm er ein Achsen und Stöhnen. Er legte sich nun flach auf die Treppe und froh einige Stufen hinauf. Auf der Rahbank, wo sich die Treppe wendet, bekam er die Füße des Hirschwirts zu fassen; er zog ihn sachte herab, nahm ihn dann in die Arme und eilte, schon ganz in Rauch gehüllt, der Thüre zu. Um nicht zu ersticken, mußte er den Atem ganz an sich halten; daher der Aufschrei und die vorübergehende Bewußtlosigkeit, als er wieder frische Luft athmete.

Auch der Hirschwirt kam bald wieder zum Bewußtsein, und als man ihn später untersuchte, fand sich an ihm keine Verletzung, als eine Verstauchung des Fußgelenkes und eine Beule am Hinterkopfe. Er war in der Eile an der Treppe fehlgetreten, hinabgestürzt und auf der Ruhbank bewußtlos liegen geblieben.

Heinrich begab sich nach Hause, ordnete dort in aller Ruhe alles zum Auszuge an für den Fall, daß der Brand weiter um sich greifen sollte, legte seine Werttagskleider an und war dann beim Löschen einer der eifrigsten. Es half jedoch nicht viel, das Löschen; der „Hirsch“ brannte samt der Scheuer vollständig nieder.

Bei der Gammstatter Versammlung am nächsten Tage fehlten die Vertreter von Heimbach. Die Sache nahm d. h. sie ging aus wie das Hornberger Schießen.

10.

Von aristokratischer Seite aus verfehlte man in Heimbach nicht, den Brand als einen Racheakt der Demokraten gegen den Herbergsvater der Aristokraten darzustellen. Der lieblose Ausruf Rimmichs schien dazu zu berechtigen, und wirklich wurde auch Rimmich in Untersuchung gezogen. Der Hirschwirt selbst aber wußte bald auf die richtige Fährte zu leiten. Er sagte, er habe dringenden Verdacht auf einen Knecht, den er vor 14 Tagen fortgeschickt habe, weil er sich beständig betrauf. Beim Abschied habe er gefährliche Drohungen ausgestoßen wie: man werde noch an ihn denken, das werde dem Hirschwirt teuer zu stehen kommen u. dgl.; am

Abend vor dem Brande habe man ihn in der Nähe des „Hirschs“ herumherschleichen sehen. Der Knecht wurde eingezogen, und der Verdachtsgründe gegen ihn ergaben sich bald so viele, daß ihm sein anfängliches Zeugnis nichts mehr half; er gestand denn auch, Feuer in den Schuppen gelegt zu haben. Mit den Demokraten stand dieser Knecht in keinerlei Verbindung.

Mit dem Neubau war es für dieses Jahr zu spät, um so mehr, als derselbe in größerem Maßstabe, verbunden mit einer Bierbrauerei, ausgeführt werden sollte. Der Hirschwirt hatte nämlich außer der Tochter auch noch einen Sohn, Wilhelm, von dem wir seither nichts gehört haben, weil er sich auswärts befand, in Ulm, als Oberbrauer; erst nach dem Brandunglück kehrte er zurück, um den Neubau zu beraten und anzuordnen.

Hirschwirts hatten bei einem Verwandten vorläufig ein Unterkommen gefunden. Noch im Oktober gab es Gelegenheit, ein kleineres Haus käuflich zu erwerben. Daselbe lag der Brand- oder künftigen Baustätte gegenüber, war also ganz geeignet; daß Schmied Schwarzens Haus hart daneben stand, dagegen hatte Marie nichts einzuwenden, der Hirschwirt aber auch nicht. Denn gleich am Tage nach dem Unglück hatte er Heinrich durch Marien zu sich bitten lassen, da er selbst das Bett hüten mußte. Er reichte ihm die Hand und konnte erst vor Thränen nicht sprechen. Endlich sagte er: „Daß ich jetzt nicht unter den Brandtrümmern begraben liege, verdanke ich Ihnen, Heinrich; Gott wird es Ihnen vergelten!“ Auch die Hirschwirtin und Marie reichten Heinrich die Hand, und konnten unter Thränen nichts weiter sprechen als ein „Dank, Dank!“ das gewiß aus dem tiefinnersten Herzen kam. Heinrich lenkte das Gespräch bald in eine andere Bahn. „Jetzt nur nicht den Mut verloren und die Flügel nicht hängen lassen,“ sagte er, „sondern frisch ans Werk. Sie brauchen aber deshalb das Bett nicht zu früh zu verlassen; bis Wilhelm ankommt, will ich alles besorgen, was zu thun ist.“

Das that er denn auch mit allem Eifer. Er sorgte für Räumung der Brandstätte, für Unterbringung des Viehes und Zusammenbringung der geflüchteten Gegenstände, ordnete das Nötige für die Räumung und Bestellung der Saatzfelder und für den bevorstehenden Herbst an; kurz, er schaltete und waltete, als ob es sich um sein Eigentum handle. Sein Vater, der ihn in der Schmiedewerkstätte wieder ersetzte, sah ihm oft befriedigt lächelnd zu, sagte aber nichts. Die obenerwähnte Hauswerbung war auch Heinrichs Werk.

# Dezember

Je dunkler es über Dezember-Schnee war,  
je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.

## Düngerreime.

Wer spärlich seinen Acker düngt, der weiß schon was die Ernte bringt. — Hans düngte seine Felder schlecht, war Ackermann, jetzt ist er knecht. — Wer gute Ernte machen will, der dünge pflüg- und grab' viel. — Jobs läßt die Rauche in den Hüh, ein Dummkopf nur thut es ihm nach. — Dünger ist die Seele vom Ackerbau, sie gehören zusammen wie Mann und Fran. — Gutes Vieh, gute Stren, reichlich Futter, giebt fetten Mist, reiche Ernten viel Milch, Käse und Butter.



# 31 Tage.

Neumond den 6. nachm.  
1 U. 48 M. Schneefall.

Erstes Viertel den 14. nachm.  
6 U. 54 M. Gelinde Witterung.

Vollmond den 21. nachm.  
9 U. 30 M. Sonnenschein.

Letztes Viertel den 28. nachm.  
0 U. 54 M. Rauh und kalt.

Vierzehn Tage nach dem Brande langte Wilhelm an. Er und Heinrich wurden bald die besten Freunde; sie trennte keine politische Meinungsverschiedenheit, denn Wilhelm war der neuen Zeitrichtung eben so aufrichtig zugethan als Heinrich, wenn er auch an dem Parteigetriebe sich wenig beteiligt hatte.

Nun aber, wird der werthe Leser denken, wäre es Zeit, daß die Geschichte ihrem Ende zueilte und mit einer Heirat wie gebräuchlich abschloße; die Hindernisse sind ja alle beseitigt und die Wege gebnet. So etwa dachte Heinrichs Vater auch, als er an einem der Weihnachtsfeiertage zu ihm sagte: „Nun, Heinrich, wann soll ich endlich einmal mit Bertha in die Hinterstube ziehen; ich meine, ihr wäret doch im reinen?“

„Noch einen kleinen Hafen hat's,“ war die Antwort, „nicht bei der Marie, sondern beim Hirschwirt. Ich habe einmal ein Wort zu ihm gesagt, das besser ungesprochen geblieben wäre.“

„Und das wäre?“  
„Ich habe zu ihm gesagt: „Wenn ich einmal komme und um Ihre Tochter anhalte, dann können Sie mir einen Korb geben, früher nicht.“ Nun weiß ich nicht, wie ich drüber wegkommen soll.“

„Weinst du denn, er denke jetzt noch daran?“  
„Aber ich denke noch daran, und so etwas wie Abbitte zu leisten, fiele mir schwer.“

„Stolz, reiner Stolz,“ sagte der Vater, „das sieht dir ganz gleich. Aber den Hafen will ich gerade machen und das sogleich. Bleibe, bis ich wieder komme.“ Damit zog er den Rock an, setzte den Hut auf und entfernte sich. Heinrich fragte nicht, wohin er wolle.

Es stand keine Viertelstunde an, so kam Hirschwirts Magd und sagte: „Mein Herr und der Herr Vater lassen den Herrn Heinrich bitten, ein wenig herüberzukommen.“

Wohl oder übel mußte sich nun Heinrich zu dem schweren Gang entschließen. Nein, es war kein schwerer Gang für ihn, sondern es war ihm ordentlich leicht um's Herz, als er wußte, daß sein Vater den Fürsprech für ihn machte. Warum sprach aber der gewandte und zudem beherzte Heinrich nicht selbst für sich? Einmal war's wirklich die Erinnerung an den erst wieder berührten Vorfall, die ihm im Wege lag; sodann hatte er noch einen andern Grund: es sollte nicht scheinen, als fordere er Marien als Lohn für die Rettung ihres Vaters.

„Bah! so zart denkt kein Grobschmied,“ meint der werthe Leser. Heinrich dachte wirklich so zart.

Der Hirschwirt machte kurzen Prozeß, als Heinrich eintrat. Er ergriff Mariens Hand und legte sie in die Heinrichs mit den Worten: „Da hast du sie, wenn du sie willst, du Stolzer! Wenn ein Präsentierteller da wäre, so hätte ich sie dir auf dem Präsentierteller gebracht!“

Und nun: „In den Armen liegen sich beide Und weinen vor Schmerzen und Freude.“

Nein, dazu kam es nicht; aber eine heitere Verlobungsfeier gab's auf den Abend, zu der auch die Verwandten und Freunde eingeladen wurden.

Am Donnerstag, den 1. Febr. 1849, war die Hochzeit; der Umstände wegen, in denen sich Hirschwirts befanden, war es eine kleine oder sogenannte stille Hochzeit, bei der es aber doch heiter und gemüthlich zuging. Am darauffolgenden Dienstag hielt Marie als Meisterin ihren Einzug in das Schwarzsche Haus.

Erst spät im Herbst konnte Wilhelm seine Wirtshaft eröffnen. Die erste größere Festlichkeit, die dort abgehalten wurde, war die Hochzeit Friedrichs mit Bertha; er war nicht lange zuvor bleibend als Lehrer angestellt worden. Obgleich der neue „Hirsch“ ein schöneres und geräumigeres Nebenzimmer hatte als der alte, so kamen die frühern Gäste doch nimmer dorthin; die Verbindung mit den Schwarzschen hatte Hirschwirts anrücklich gemacht. Die Aristokratie siedelte nach und nach in die Rose über, deren Besitzer mit den Demokraten wegen der ihm vom Hirsch drohenden Konkurrenz im Biere zerfallen war, und der „Hirsch“ galt bald als die Hauptherberge der Demokratie.

Jetzt sind die Parteinaamen Aristokraten und Demokraten in Heimbach gänzlich verschollen. Die Jahre 1866 und 1870 brachten ganz andere Gesänge auf, und unsere guten Freunde aus der Erzählung nennen sich mit Stolz Deutsche. Heinrich, obwohl schon in den Sechzigern, ist immer noch ein rüstiger Mann; er handhabt aber jetzt mehr die Feder als den Hammer, denn man nennt ihn Herr Stadtpfleger. Heinrichs Schwester wird seit Jahren Frau Oberlehrer tituliert; ihr ältester Sohn ist Pfarrer in einem benachbarten Dorfe.

Von Apothekers ist niemand mehr vorhanden; denn Paul und Amalie haben bereits das Zeitliche gesegnet, und zwar, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Das Wernerische Vermögen ist nicht beisammengeblieben, sondern einer größern Anzahl entfernter Verwandten zuteil geworden. Wenn das Tante Emilie noch hätte mitansehen müssen!